

Abgrenzung ist immer: „Mode zum Frühstück“ beendet

Vielleicht war der Untertitel „Mode, Utopie, Gemeinschaft“ ja etwas missverständlich gewählt. Fest steht nämlich: ohne Kapitalismus keine Mode, denn Mode ist ohne soziale Ungleichheit nicht denkbar. Und dort, wo alle gleich sind, tragen sie tendenziell auch das Gleiche.

Barbara Vinken stellte zunächst in einem konzisen Thesenreferat zwei Erklärungsmodelle für die Schnelligkeit der Mode vor. Mit dem Soziologen Georg Simmel kann man das Paradox der Mode betonen: Einerseits befriedigt sie nämlich das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe – sei es eine Subkultur oder das gehobene Bürgertum – andererseits unterstreicht sie aber auch die individuellen Züge des Einzelnen, verhilft zu einem persönlichen Stil. Nachahmereffekte der großen Mainstreamketten wie H&M, Esprit oder Zara halten die Innovationsmaschine der Haute Couture am Laufen. Jüngere Modetheorien gehen dagegen von einer Trendfunktion der Subkulturen aus. Demnach ist es die Haute Couture, die den lässigen Style der angesagten Viertel New Yorks, Paris' oder Berlins kopiert und mit klassischen Outfits kombiniert, was wiederum Druck auf die Innovationskraft der Subkulturen ausübt.

Die Modebranche ist ständig im Umbruch. Zuletzt hat der geniale Raf Simons bei Dior hingeschmissen mit der Begründung, er wolle von nun an etwas Ruhiges („to make something calm“) machen. Philipp Ekardt, Literaturwissenschaftler und derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter an der School of Advanced Study in London, hatte sich gut vorbereitet; auch das Zusammenspiel mit Moderatorin und Ko-Referentin Barbara Vinken klappte diesmal deutlich besser. Ekardt überzeugte als Referent nämlich nicht nur durch theoriegeleitete Erklärungsversuche, sondern durch die Kenntnisse aktueller Trends und Akteure. Daran mangelt es dem Dresdner Publikum und auch dem Autor dieser Zeilen wohl am meisten; die wirklich noblen Labels machen jedenfalls nach wie vor einen großen Bogen um Elbflorenz – hier wie im gesamten Osten fehlt es schlicht an Kaufkraft und an einer Oberschicht, die sich derartigen Luxus leisten mag und dazu noch „bella figura“ macht.

Anhand von aufwändigen Clips der Häuser Eckhaus Latta (New York, Los Angeles), Kenzo (Paris) und Jacquemus (ebenfalls Paris) illustrierte Ekardt seine These, dass es in der Mode zunehmend um imaginierte Gemeinschaften gehe. Nehmen wir das Video von Alexa Karolinski für Eckhaus Latta, in dem die Kollektion eher beiläufig vorkommt. Im Zentrum steht dafür das Kochen als Gemeinschaftserlebnis. Die Zubereitung von farbigen Smoothies und große Blumenkohlstücke, die an elegante Rüschchen erinnern, dominieren. Die Models laufen durcheinander, lackieren ihre Nägel oder frisieren sich. Alles scheint gegen die streng serielle Abfolge auf den Laufstegen inszeniert zu sein.

Oder das Kenzo-Video von DIS: Ein Europäer, ein Asiate und ein Afrikaner zelebrieren heile Welt, umarmen sich ständig, lächeln entückt und winken leicht debil in die Welt. Dabei tragen sie superdele Klamotten, wie man sie aus noblen Clubs oder englischen Eliteuniversitäten kennt.

Das junge Pariser Label Jacquemus führt mit der aktuellen Herbst-/Winterkollektion La Femme Enfant in das Reich der Kindheit. In einer Mischung aus surrealer Phantasie und Reminiszenzen an Zirkus und Badeorte an der Côte d'Azur begleiten vier junge, extrem attraktive weibliche Models durch offene Stadlandschaften. Die zwar dezent, aber immer wieder ins Spiel gebrachte Trikolore erinnert aber auch an die aktuelle Bedrohungslage – die Rückkehr in die Kindheit angesichts der Bedrohung durch den Terrorismus wird zu einer regressiven Utopie.

Fazit: Diese Gemeinschaften leben von ihrem inszenatorischen Charakter. Gerade das Kenzo-Video zeigt zudem, dass die Inklusion von abweichenden Schönheitsvorstellungen (Gender, Ethnie, und der Trend zu „Nodels“, also ganz normalen Leuten „wie du und ich“) bei der so genannten Unterschicht halt macht. Hier ging es heftig zur Sache, denn im Publikum hielt sich hartnäckig die Meinung, dass „Gemeinschaft“ auch immer einen sozialen Aspekt habe, die Kleider demnach einfach möglichst erschwinglich sein sollten. Wer so argumentiert, verkennt den exklusiven Distinktionsgewinn, den Mode verspricht. *Stefan Kleie*

Ausstellung „Brutal schön“ in Herford

Unter dem Titel „Brutal schön“ zeigt das Marta-Museum in Herford seit Sonntag rund 100 Objekte zum Thema Kunst und Gewalt. Die Entwürfe von 40 internationalen Designern setzen sich mit Gewalt im Alltag oder auch Terror und Flucht aus Krisengebieten auseinander. Zu sehen sind nach Museumsangaben etwa afghanische Teppiche mit Kampfbomber-Motiven, Handtaschen mit Revolverfach, eine aus Soldatenfiguren zusammengesetzte blutrote „Kriegsschale“ oder Gasmasken-Implantate im Pullover. Die Ausstellung „Brutal schön“ ist bis zum 1. Mai in Herford zu sehen.



Könnten kaum gegensätzlicher sein, sind sich aber ähnlicher, als sie glauben: Lothar (Tom Pauls, l.) und Lothar (Jörg Schüttauf).

Foto: Carsten Nüssler

Der Feind, der Freund

Uraufführung „Lothar und der große Geist“ mit Tom Pauls und Jörg Schüttauf auf dem Theaterkahn

VON CHRISTIAN RUF

„Großer Geist, steh mir bei, dass ich über keinen Menschen urteile, bevor ich nicht einen halben Mond in seinen Mokkasinn gegangen bin.“ So steht es geschrieben. Gleich auf Seite Zwei des Programmheftes zum Stück „Lothar und der große Geist“, das jetzt auf dem Theaterkahn seine Uraufführung erlebt. Kluger und deshalb gern zitiert, weil ganz auf die endlose Tiefe alter Indianerweisheit bauender Spruch – bleibt zu hoffen, dass er nicht eine ähnliche Fälschung ist, wie die gern zitierte und von der Öko-Bewegung gar als eine Art fünftes Evangelium erachtete Rede des Häuptlings Seattle (eigentlich Seath), der Sätze wie „Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werden die Menschen feststellen, dass man Geld nicht essen kann“ nie gesagt hat.

„Lothar und der große Geist“ ist eine Komödie – aber eine mit sehr ernsten Untertönen, eine, die einem ins Gewissen redet, bei der einem das Lachen gelegentlich sogar im Halse stecken bleibt. Verfasst wurde das Werk von Holger Böhm und der hat es auch in Szene gesetzt. Das Bühnenbild ist simpel, aber mehr als ein Tipi, wie es bei den Reitervölkern der Great Plains in Gebrauch war, braucht es nicht an Kulisse. Die Handlung spielt nicht im Wilden Westen der USA, sondern in dem von Ostdeutschland, wo die Begeisterung für Indianer eine lange Tradition hat, genährt durch die Romane Karl Mays oder einschlägige sozialistisch-korrekte Indianer-Filme mit Gojko Mitić als stets edlem Krieger. Und an gemilitarisierten DDR-Bürgern, die gegen alle politischen

Widerstände verkleidet den Traum von Freiheit und Abenteuer träumten, war bekanntlich kein Mangel. Relikte dieser Fan-Kultur leben noch, Otto Normalbürger hat nicht zuletzt dann Kontakt mit ihr, wenn in Radebeul die Karl-May-Festtage über die Bühne gehen.

Lothar (Tom Pauls) ist einer, der der Sache treu geblieben ist, einen auf Häuptling Sitting Bull macht und nun von dem Neuen im Verein zu hören bekommt, dass seine Gesichtsbemalung nicht stimmt. Und überhaupt: Wer ihn anschaut, sehe nicht Sitting Bull, „sondern einen kleinen dicken Mann, der sich verkleidet hat“. Der Neue, das „Greenhorn“, heißt auch Lothar (gespielt wird er von Jörg Schüttauf und des besseren Verständnisses ab sofort Lothar II genannt), ist – ausgerechnet – als US-Kavallerist verkleidet (allerdings trägt er nicht die bekannte blaue Uniform, sondern die erst kurz vor 1900 eingeführte braune) und legt eine Art an den Tag, dass Lothar I seinen Namensvetter recht bald wissen lässt: „Ich will ja nichts sagen, aber wenn ich irgendwo neu bin, da wird von mir erwartet, dass ich erstmal die kleine Trommel nehme und erstmal sehe, wie es hier läuft“.

Lothar II wurde zwar in Hohenstein-Ernstthal geboren, kommt aber de facto aus Hannover und ist also das, was der Ostdeutsche oft, vor allem im Ärger oder Zorn, pauschal und verächtlich „Wessi“ nennt. Als Lothar II nach einer Weile sogar mal sähselt, fühlt sich Lothar I veräppelt, so wie er schon vorher aus der Haut fuhr, als er „Rothaut“ als Vorwurf interpretierte, er sei eine rote Socke gewesen. Eine Form des Widerstands sei

die Traditionspflege der Wildwest-Fans gewesen.

Aber zum Glück ist „Lothar und der große Geist“ mitnichten eine der typischen 0815-Ost-West-„Komödien“, die von Feindbildern und Klischees leben und Vorurteile und Opfer-Haltungen bedienen. Lothar I und Lothar II mögen auf den ersten Blick in verschiedenen Lagern stehen, aber sie kommen sich – kein Bier – näher. Und merken rasch, dass der andere auch nur ein Mensch ist – und zwar einer mit Problemen. Lothar II ist die Frau weggelaufen, er hadert immer noch mit dem verstorbenen Vater, der kein guter Vater war, und die Tatsache, dass er Polizist ist, macht ihn auch nicht gerade beliebt. Lothar I, den Lothar II irgendwann auffordert, „Du bist als Feind mein einziger Freund. Sei ehrlich!“, hingegen hat auch Ärger, allen voran mit dem (aus seiner Sicht) Vollversager von Sohn, dem jetzt Anklage, ja sogar Knast droht, weil er auf einer Demo einen Stein schmiss und einen Polizisten verletzte.

Der Abend behandelt ernste Themen, etwa wenn er andeutet, wie Polizisten in Einsätzen regelrecht verheizt werden und gar nicht anders können, als sich im Stich gelassen zu fühlen. Böhmnes Werk trägt aber das Etikett „Komödie“ letztlich verdient, wartet es doch an den richtigen Stellen auch mit vielen hübschen Witzen auf, bei denen die Dosierung bei der Kombination aus Froh- und Tiefsinn einfach stimmt. Etwa wenn Lothar II verärgert wie belustigt ob der es mit der Wirklichkeit nicht genau nehmenden Traditionspflege in diesem Indianer-Verein darauf beharrt: „Ein Spiel ist nur dann ein gutes Spiel, wenn man es ernst nimmt.“

Oder wenn Lothar I beteuert: „Karl May ist kein Schwindel, Karl May ist ... äh ... Fantasie.“

Und auch schauspielerisch gibt es nichts zu meckern. Im Gegenteil. Pauls' hinreißende Begabung fürs Komische zu würdigen, hieß Eulen nach Athen tragen. Aber er kann auch ernste Töne anschlagen, eigentlich ist er sogar noch besser, wenn er mal das Fischelante á la Böhner außen vor lässt und den sich selbst entlarvenden Kleinbürger gibt, der schon mal grantelt: „Wir müssen eine Kultur verteidigen, das Entstehen von Parallelgesellschaften verhindern.“ Aparte Idee: Pauls bemüht nicht tiefsächsischen Dialekt, sondern beileibt sich jenes Idioms, wie es mit rollendem R in Teilen der Oberlausitz noch fröhliche Urständ feiert. Schüttauf gibt seinen Lothar als sehr äußerlich abgeklärten, innerlich aber verletzten Menschen, der im Gegensatz zu Lothar I sein Herz nicht auf der Zunge trägt, aber eigentlich genau dies ganz gern würde.

Lothar I wie II sind hilfsbedürftig. Und sie werden einander helfen, nachdem sie schwere, auch innere Kämpfe ausgefochten und ihre Vorurteile abgelegt haben. Und dafür war es nicht mal nötig, einen halben Mond in den zwar weichen, aber wahrscheinlich auch nicht gerade angenehm duftenden, weil abgelatschten Mokassins den anderen zu laufen.

➔ auf dem Theaterkahn wie auch im Tom-Pauls-Theater in Pirna sind die nächsten Vorstellungen erstmal komplett ausverkauft

➔ www.theaterkahn.de
www.tom-pauls-theater-pirna.de

Íñárritu gewinnt wichtigen Filmpreis für „The Revenant“

Das Rachedrama „The Revenant“ hat drei Wochen vor den Oscars einen wichtigen Preis gewonnen. Regisseur Alejandro González



Alejandro Iñárritu

erhielt für den Western-Thriller mit Leonardo DiCaprio am Samstagabend von der US-Regisseurs-Gewerkschaft DGA die Auszeichnung für den besten Film des Jahres. Es ist Íñárritu zweiter Sieg in Folge, nachdem er bereits im vergangenen Jahr für „Birdman“ gewonnen hatte. Als bester Dokumentarfilm setzte sich überraschend „Cartel Land“ von Matthew Heineman gegen die Musik-Doku „Amy“ durch. Den Preis für die Regie eines Debütfilms erhielt Alex Garland für „Ex Machina“. Die Preise der Directors Guild of America gelten als wichtiger Gradmesser für die Oscars, die am 28. Februar verliehen werden.

Die DGA-Awards wurden in ihrer 68. Auflage in einer mehr als vier Stunden langen Zeremonie in elf Kategorien vergeben. Neben Íñárritu und seinem Team waren vier weitere Regisseure nominiert: Adam McKay für „The Big Short“, Tom McCarthy für „Spotlight“, George Miller für „Mad Max – Fury Road“ und Ridley Scott für „Der Marsianer“. Bis auf Scott sind alle diese Regisseure auch für einen Oscar nominiert. Ihre Arbeiten können sich zudem Hoffnungen auf die Auszeichnungen in der Königs-Kategorie „Bester Film“ machen.

Dieses Jahr ist das Rennen in den wichtigsten Oscar-Kategorien besonders offen: Die Finanzkomödie „The Big Short“ gewann den Preis der Produzenten-Gewerkschaft PGA. Bei den Auszeichnungen der Schauspielervereinigung SGA siegte dann aber das Ensemble des Journalismus-Dramas „Spotlight“. Mit dem Sieg von „The Revenant“ gibt es nun endgültig drei aussichtsreiche Kandidaten bei den Oscars. In den vergangenen 30 Jahren hat der von der DGA ausgezeichnete Regisseur in 25 Fällen auch den Oscar erhalten. In den Fernseh-Kategorien gewannen unter anderem eine Folge von „Game of Thrones“ als beste Dramaserie und eine Episode der Präsidentschaftskomödie „Veep“ als beste Comedy.

Filmgalerie Phase IV vorerst gerettet

Die Filmgalerie Phase IV auf der Königsbrücker Straße in Dresden ist vorerst gerettet. Innerhalb von weniger als vier Tagen kam die benötigte Summe von 29 000 Euro via Crowdfunding zusammen. Damit ist nun ein Jahr Fortbestand gesichert, in dem neue Ideen und Strukturen für den langfristigen Betrieb erarbeitet werden sollen.

Inhaber Sven Voigt hatte Mitte Januar bekannt gegeben, das Geschäft nach zehn Jahren zu schließen (DNN berichteten). Es bleibe für ihn und seine Familie einfach nicht mehr genug zum Leben. „Schon die letzten beiden Jahre habe ich es nur noch aus Liebe zum Job gemacht“, erläutert er. Streamingdienste hätten dafür gesorgt, dass sich der Laden nicht mehr lohne. Zur Geburtstagsfeier Ende Januar gab Voigt dann bekannt, dass er nach zahllosen Reaktionen auf die Schließungspläne nun doch weiter kämpfen will. Ziel ist nun, die Phase IV auf neue Füße zu stellen, um vor allem die Sammlung der rund 12 000 Filme beisammen und öffentlich zugänglich zu erhalten.

Eigener Stil

Die Schau „Ohne Ton kein Bild“ vervollständigt die Animationsfilmausstellung in den Technischen Sammlungen

VON HAUKE HEUER

Animationsfilme wie „Filopat und Patafil“, „Die fliegende Windmühle“ oder auch „Krabat und sieben Raben“ haben ganze Generationen geprägt. Sie alle sind in den berühmten DEFA-Filmstudios an der Kesselsdorfer Straße entstanden, das 1992 seine Tore schließen musste. Was blieb im Kopf hängen von den Figuren, die meist in Schwarz-Weiß auf der Leinwand durch Fantasielandschaften huschten und einem Puppenspiel gleich ihre Geschichten erzählten? Worte wahrscheinlich nicht. Bei über der Hälfte der DEFA-Produktionen wurde zugunsten von Musik und Geräusch ganz auf Sprache verzichtet und damit ein eigener Stil geprägt – ein Witz und eine pantomimische Symbolik, die auch ohne Worte auskommen.

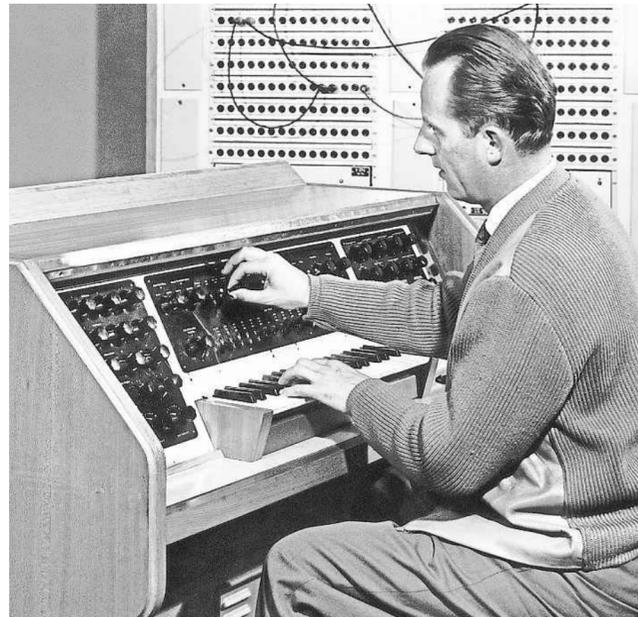
Doch woher kommt der „Soundtrack“ des DEFA-Erbes? Anlässlich des 60. Jubiläums zeigen die Technischen Sammlungen die Sonderausstellung „Ohne Ton kein Bild“ und beleuchten die seltener beachtete Arbeit im Dresdner DEFA-Tonstudio. 20 Mitarbeiter schufen die Geräuschkulisse, die Atmosphäre, die musikalische Untermauerung für die Puppen- und Zeichentrickfilme in einem alten Ballsaal in Dresden-Gittersee.

Dabei kam für damalige Verhältnisse hochmoderne Technik zum Einsatz. Das

Subharchord beispielsweise war nicht nur in der DDR, sondern auch europaweit einer der modernsten elektronischen Klangerzeuger. Kuratorin Nadja Rademacher ist es gelungen, eines der letzten verbleibenden Geräte, das regulär im Technikmuseum Berlin steht, für ein Jahr nach Dresden zu holen. Die Ausstellungsbesucher können in Ausschnitten aus Originalfilmen nachvollziehen, welche Töne aus dem kuriosen Apparat kommen können – etwa, wenn eine Rakete abhebt. Man könnte „wusch“, „brrrrrr“ oder „uuuuuu“ schreiben, um den Sound des Steinzeit-Synthesizers zu beschreiben, und würde trotzdem scheitern.

Auf den technischen Mitteln, mit denen im Tonstudio gearbeitet wurden, liegt ein Hauptaugenmerk der Ausstellung. Was heute mit wenigen Klicks am Computer geschieht, war früher eine echte Herausforderung. So wird ein technisches Gerät vorgestellt, das den Orchestermusikern beim Einspielen der Musik im 24-Bild-Rhythmus ein Signal auf die Ohren gab und so erst ein zum Film synchrones Musizieren ermöglichte. Vorher dienten Kratzer auf der Tonspur des 35-Millimeter-Films als Taktgeber. Aber auch Kokosnusshälften, die aneinander geschlagen Trittergeräusche ertönen lassen, werden gezeigt.

Ohne die Hilfe der ehemaligen Mitarbeiter, das ist den Ausstellungsmachern



Addy Kurth am Subharchord, einem wahren Wunderwerk für Geräusche. Foto: Archiv Steinke

wichtig zu betonen, wäre die Schau in den Technischen Sammlungen wahrscheinlich gar nicht zustande gekommen. Viele Exponate stammen aus dem Fundus des Regisseurs Jörg Herrmann. Auch die beiden Tonmeister Heinz Kaiser und Manfred Mummitzsch haben als Unterstützer kräftig mitgewirkt. Als sie bei der Ausstellungseröffnung Anekdoten aus früheren Zeiten erzählen, etwa von der Vermieterin, die gegen ein Schmiergeld von fünf Mark ihren Hahn einsperrte, damit endlich Ruhe für die Aufnahmen herrschte, oder vom Regen, der durchs Studiachad fiel und direkt mit musikalischer Begleitung aufgenommen wurde, wird klar, wie gerne die Männer für die DEFA gearbeitet haben. „Heute vereinsamt man manchmal ein bisschen. Der direkte Kontakt zu den Musikern ist seltener geworden“, sagt Mummitzsch und erinnert sich dabei an die Zusammenarbeit mit der Philharmonie, der Staatsoperette, aber auch mit Günter „Baby“ Sommer und anderen.

Die Exponate und Informationen, die „Ohne Ton kein Bild“ transportiert, beleuchten einen Aspekt, der in der Dauerausstellung so bisher nicht aufgegriffen wurde. Die Ausstellung Animationsfilm scheint damit komplett.

➔ bis 28. März, geöffnet Di-Fr 9-17, Sa/So 10-18 Uhr
➔ www.tsd.de